

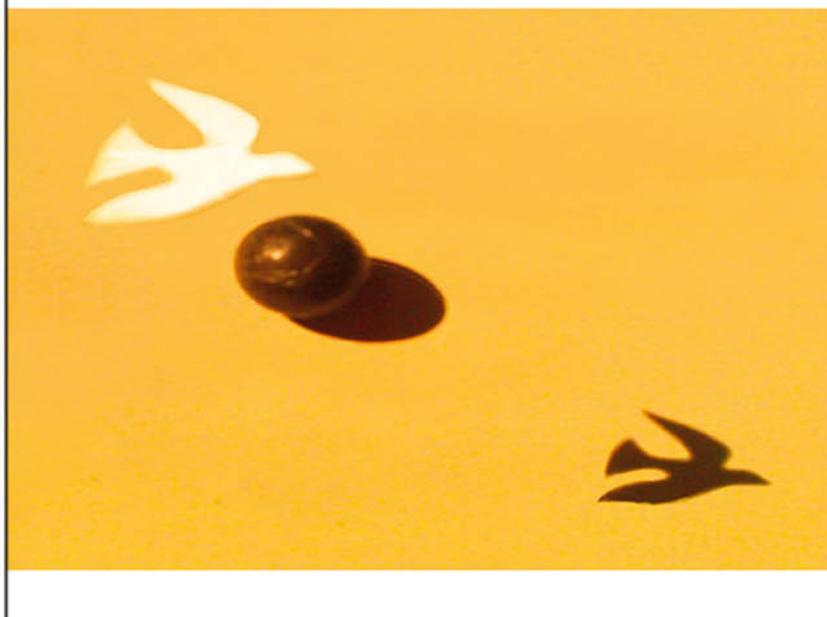
Egon Christian Leitner

# Komm raus da

*Freiheitsroman*

Wieser Verlag

*wtb 04*



LEITNER • KOMM RAUS DA

Die Herausgabe dieses Buches erfolgte  
mit freundlicher Unterstützung der  
Kulturabteilungen des Landes Steiermark und der Stadt Graz.

EGON CHRISTIAN LEITNER

Geboren 1961 in Graz, Studium der Philosophie und Klassischen Philologie. Kranken- und Altenpflege, Flüchtlingshilfe.

Publikationen (Auswahl): *Bourdieu's eingreifende Wissenschaft.*

*Handhab(ung)en*, Wien: Turia + Kant, 2000; *Die Judokunst des*

*Pierre Bourdieu*, in: Forum Stadtpark (Hg.), *Von mir nach dort*,

Wien: edition selene, 2002; *Schutz & Gegenwehr. Menschenleben*

*und Widerstandswissen von Hesiod bis Bourdieu*, Wien: Turia +

Kant, 2002; *Durch Menschenhand. Die Banalität des Guten*, in: H.

Halbrainer, Ch. Ehetreiber (Hgg.), *Todesmarsch Eisenstraße 1945*,

Graz: Clio, 2005; *Dazwischengehen (Ein Interview)*, in: Petzold,

Orth, Sieper (Hgg.), *Gewissensarbeit, Weisheitstherapie, Geistiges*

*Leben. Werte und Themen moderner Psychotherapie*, Wien: Verlag

Krammer, 2011.

Erhielt 2013 den Literaturförderungspreis der Stadt Graz für *Des*

*Menschen Herz. Sozialstaatsroman*, erschienen bei Wieser: ISBN

978-3-99029-002-6.

EGON CHRISTIAN LEITNER

*Komm raus da*

*Freiheitsroman*

Wieser Verlag

Erstveröffentlichung 2012 in:  
Egon Christian Leitner, Des Menschen Herz.  
Sozialstaatsroman. Bd. II  
Furchtlose Inventur

*wtb 04*

Cover unter Verwendung einer  
Installation von Peter Christian H. Stachl.

**Wieser** Verlag GmbH

A-9020 Klagenfurt/Celovec, Ebentaler Straße 34b  
Tel. + 43(0)463 370 36, Fax. + 43(0)463 376 35  
[office@wieser-verlag.com](mailto:office@wieser-verlag.com)  
[www.wieser-verlag.com](http://www.wieser-verlag.com)

Copyright © dieser Ausgabe 2014 bei Wieser Verlag GmbH,  
Klagenfurt/Celovec  
Alle Rechte vorbehalten  
Lektorat: Thomas Redl, Helga Schicho  
Korrektorat: Wolfgang Ebner  
ISBN 978-3-99047-021-3

# Inhalt

## Schlüssel

Von einer Dialysestation, auf der ein Pfleger gewissenhaft arbeitete, aber eineinhalb Jahrzehnte nach der berichteten Zeit schuldig gesprochen wurde, weil 2005 ein Patient während der Dialyse gestorben war. Die Richterin bedauerte, dieses Urteil fällen zu müssen, denn statt des Pflegers sollten sich die Ärzte, die Verwaltung und die Politik vor dem Gericht verantworten müssen. Doch so weit reichten die Gesetze nicht, sagte die Richterin. (1989–1992)

Von einer Frau, deren Gehirn plötzlich blutete, und über die man sagte, sie werde das nicht überleben oder wenn, dann nur ohne jede höhere geistige Funktion, und später, sie sei nicht therapierbar. Aber das war alles nicht wahr, weil um sie gekämpft wurde. (1993–1999)

Ein Sozialarbeiter kommt mit seinem Beruf nicht zurande, gerät auf Abwege, erpresst seine Organisation. Diese will ihn loswerden. (1992–1998)

Wie ein großmütiger Gelehrter und herzensgebildeter Forscher, in dem 3000 Jahre Menschheitsgeschichte am Leben und Wirken waren, unterging und sein Universitätsinstitut mit ihm und dadurch der Schulunterricht. Aber das weiß fast niemand, weil man vergessen hat, was alles möglich ist. (1992–1997)

Wie einem Flüchtling ein fremdes Kind in den Händen starb und er darüber ein anderer Mensch wurde. (1992–)

Von einer Frau, die als Kind fast zu Tode gekommen wäre und für ihre Kinder lebte; und wie es ist, wenn es dann plötzlich in Wahrheit doch keine Schmerzmittel gibt, die helfen, und keinen Gott und die netten Hospizleute sich irren. (1999)

Von einem Lehrer aus kleinen Verhältnissen, der glaubt, er sei unnütz und werde nicht gebraucht. Er bemüht sich. Aber in der Schule ist nichts wirklich. Man muss aber auf das stolz sein können, was man lernt. Es muss also wichtig und wertvoll sein. Und man darf nicht so viel im Stich gelassen werden. (2005)

Ein Vietnamese, der im Krieg Funker war, stirbt fast im Meer als einer der Boatpeople. Zufällig wird er vom Roten Kreuz von seiner Familie, seinem Bruder, getrennt, der nach Amerika gebracht wird. Er kommt ganz alleine hierher, verliebt sich in eine Chinesin, gibt ihr Geld, damit sie von hier fort kann, ist dann wieder sehr alleine, hat Asyl, aber nicht viel Geld, nur seine Arbeit, die oft nicht. Am 11. September 2001 wird er ziemlich schizophren, weil er die Fernsehbilder nicht fassen kann. Er kommt immer wieder ins Stadtspital und wird dann in ein Pflegeheim in einem Landschloss verschleppt, in dem die Verweildauer 4 Jahre beträgt, dann stirbt man. Er ist 54 und immer freundlich. Ins Heim muss er, weil es heißt, dass er niemanden habe. Er hat aber jemanden; die brechen ihn heraus. Das Pflegeheim ist die Hölle für die Insassen und für das Pflegepersonal. Aber die Politik nimmt das der Region und der Arbeitsplätze wegen billigend in Kauf. Auch spare man durch das Heim anderswo Geld. Vor allem sei das Patientenmaterial das Problem. (2004–2005)

# Schlüssel

Menschen sind gut, wenn man sie es sein lässt, und Systeme sind änderbar, wenn man sich ihrem Verhängnis nicht fügt.

*Komm raus da* handelt von den Anomien, Simulationen, Exzessen, all den Milgram- und Dörnerexperimenten, von denen der freie Mensch Uwe alias Auweh Kenntnis hat, insbesondere davon, wie Hilfseinrichtungen samt Helfern zu Milgramexperimenten und zu Dörnerexperimenten werden und wie man bewerkstelligt, dass sie nicht dazu werden. Seit Jahrzehnten hat der Kognitionspsychologe und Experte im Fehlermachen Dörner Unfälle und Katastrophen simuliert, politische, technische, ökonomische, z.B. in Städten, Staaten, AKWs. Und zwar um die Desaster zu verhindern. Er schult seine Versuchspersonen zu diesem guten Zwecke nach. Sein legendäres Erstversuchsland hieß Tanaland, man könnte heutzutage meinen, es sei Griechenland. Seine Erstversuchsstadt hieß Lohausen, man könnte heutzutage in der Realität meinen, es seien die bankrotten Gemeinden und Regionen. Und aus Tschernobyl, das Dörner genau rekonstruiert hat, wurde in der jetzigen Realität eben Fukushima.

Lassen Sie es mich ganz simpel so sagen: Immer wenn man als Helfer, Verantwortungsträger, Entscheidungen Treffender »Es geht nicht anders« oder »Es geht nicht anders: Es ist das kleinere Übel« zu jemandem sagt oder selber gesagt bekommt und es gar auch noch selber glaubt, befindet man sich wahrscheinlich gerade als Versuchsperson in einem grausigen Milgram- oder Dörnerexperiment. Und zu glauben, man könne es sich für sich selber oder für die Seinen trotz allem schon irgendwie richten, gehört zum Verlauf des Experimentes. In jedem Augenblick aber gilt: Menschen sind gut, wenn man sie es sein lässt, und Systeme sind änderbar, wenn man sich ihrem Verhängnis nicht fügt.

Jänner 2014

(Dieser Schlüssel wird von neuem ausgehändigt nach abverlangtem Nachdenken darüber, wofür Arno Geigers *Der alte König in seinem Exil* vielleicht gut war, was Werner Vogts *Mein Arztroman* eventuell erwirken wird und warum die von der Arbeiterkammer in Auftrag gegebene Studie *Arbeitsbedingungen in den Gesundheits- und Sozialberufen* bislang weder Überraschung noch ausreichendes Aufbegehren zeitigt.)

Von einer Dialysestation, auf der ein Pfleger gewissenhaft arbeitete, aber eineinhalb Jahrzehnte nach der berichteten Zeit schuldig gesprochen wurde, weil 2005 ein Patient während der Dialyse gestorben war. Die Richterin bedauerte, dieses Urteil fällen zu müssen, denn statt des Pflegers sollten sich die Ärzte, die Verwaltung und die Politik vor dem Gericht verantworten müssen. Doch so weit reichten die Gesetze nicht, sagte die Richterin.  
(1989–1992)

1

Auf der Dialysestation lagen zwei Patienten, die hatten Gliedmaßen bei Arbeitsunfällen verloren. Stromunfall, Herzstillstand, Nierenversagen. Einer hatte keine Beine mehr und nur eine Hand. Es schienen jetzt seine letzten Tage gekommen zu sein. Der Arzt, dessen Name so schön griechisch klang, mochte den Mann sehr. Der Mann mit dem verstümmelten Körper wollte nach Hause, nur ein paar Tage, über das Wochenende, glaube ich. Seine Frau war ihn einmal besuchen auf der Dialyse. Mir schien, die Frau und der Mann liebten einander inniglich. Und als er traurig war und für das Wochenende heim wollte und nur mehr ein paar Tage zu leben hatte – aber das wusste er vielleicht nicht, ich weiß auch nicht, ob der Arzt es wusste –, bat der ohne Beine mich, als er am Apparat hing, ich solle seine Frau anrufen und sie bitten, dass sie ihn holen komme. Er sagte mir zwei Nummern. Ich erreiche seine Frau ganz gewiss. Sie sei immer zu Hause um die Zeit. Das sei so ausgemacht, damit er sie telefonisch erreichen kann. Er warte jetzt schon seit Tagen auf ihren Besuch. Sie rufe ihn auch nicht an. Er verstehe das nicht. Ich ging aus der Dialyse raus an die frische Luft und in die nächste Telefonzelle und rief ein paar Mal dorthin an, wohin er wollte und weil er verzweifelt war. Aber ich erreichte niemanden. Und im Telefonbuch schaute ich nach, ob die Nummern stimmen. *Sie muss da sein!*, sagte er. Sein Gesicht. Mir war, als liebe er sie über alles und verabscheue

sich. Ich habe so ein liebevolles und verzweifeltes und gefasstes und angewidertes Gesicht niemals zuvor gesehen. Er konnte nicht heim. Ein paar Tage später gab es ihn nicht mehr. Der Dialysearzt mit dem Bart und der Brille und dem griechischen Namen hatte zu ihm gesagt, es gehe ihm jetzt besser, für ein paar Tage könne er jetzt, wenn er wolle, heim. Aber er konnte das nicht, weil er seine Frau nicht fand. Der zweite Verstümmelte, von einem Stromunfall her auch, war besserer Dinge, hatte auch nur mehr ein paar Körperstücke, ich weiß nicht mehr genau, was er und ich miteinander redeten, er erzählte mir vom Unfall, die Voltzahl, die er überlebt hatte. Es habe geheißen, so etwas könne man nicht überleben.

## 2

Die Frau, die auf der Dialyse starb, ich rannte, sie reagierten nicht, ich rannte um den Notkoffer, rannte. Der Mann der Frau holte die Frau oft ab. Er liebte sie. Ich glaube, er holte sie an dem Tag auch ab, ich weiß es nicht mehr. Ich glaube, er kam an dem Tag und wusste von nichts. Nein, ich sah ihn nicht an dem Tag. An einem anderen, glaube ich, später einmal noch, da ging er auf die Station, kurz. Einmal sah ich ihn dann später noch, ich wusste nicht, ob ich ihm sagen soll, wie seine Frau gestorben war. Ich tat es nicht. Ich überlegte mir auch, ob ich ihn anrufen soll. Tat ich auch nicht. Heute, Jahre später, in diesem Augenblick erst fällt mir ein, dass das vielleicht ein Unrecht war, dass ich ihm nicht erzählt habe, wie seine Frau gestorben war. Aber ich wollte ihm etwas ersparen. Auch später dann. Es war ein Unfall, ein Unglück. Es war ein sanfter Tod, schien mir, einer wie im Schlaf. Das hätte ich dem Mann sagen können. Das hätte es ihm vielleicht leichter gemacht. Aber es war nicht die Wahrheit. Gewiss, die Frau starb sehr leicht, und jedem Menschen wohl ist ein solcher Tod zu wünschen, sanft war der und nicht grausam. Aber es ist nur die halbe Wahrheit. Und wie ruhig seine Frau gestorben war, das hätte ich ihm damals, weil ich dabei gewesen und gerannt war, gar nicht so sagen können, ihrem lieben Mann, obwohl es wahr war.

Die Frau starb sanft und schnell, aber was sie brauchte, war nicht da. Die Rettungswerkzeuge nicht und die rettenden Menschen auch nicht. So war

das nun einmal. Sie ist sanft entschlafen. Aber was nötig war an Menschen und Material, stand für sie nicht zur Verfügung. Es ging zu schnell. Das Notwendige war nicht da. Es hätte aber da sein müssen. Was der Frau geschah, war aber ein Unglücksfall. Aber unvermeidbar war der Unfall nicht. Es wäre möglich und Vorschrift gewesen. Die Frau auf der Dialyse war, bin ich mir sicher, selber überrascht. Sie sackte schneller ab, als dass sie etwas sagen konnte. Sie meldete sich meistens rechtzeitig. Sie sackte oft ab, aber selten von sich selber unbemerkt. Das Selber-um-Hilfe-rufen-Müssen war der grundlegende Fehler auf der Station. Es gab keinen Alarmknopf. Aber ich weiß auch nicht, ob sie am letzten Tag ihres Lebens schnell genug gewesen wäre, einen Alarmknopf zu drücken. Aber es gab gar keinen für sie. Aber es hätte einer da sein müssen. Für alle, für jeden ein eigener. Ich war da. In der anderen Dialysestation, in der neuen, in der des besten Arztes, den ich kannte, auf Bleiblers Station, gab es das alles, die Sicherheitsvorkehrungen, die Menschen, das Material. Die von jeder Stelle aus einsehbaren Behandlungsräume. Und dass nicht in jedem Dialyseraum eine Schwester ständig zugegen war, war ja auch falsch gewesen in der alten Dialysestation im alten großen Spital. Ich war da, rannte.

An dem Tag damals hatte die Frau sich beim Dozenten Meier beklagt, dass sie in letzter Zeit während der Dialysen fast jedes Mal Krämpfe im Unterleib bekomme. Ich weiß nicht, ob der Dozent ihr daraufhin etwas geben ließ. Ich glaube, er sagte, sie werde etwas dagegen bekommen. Vielleicht auch genierte sie sich, weil ich im Raum war. Aber das glaube ich nicht. Denn im anderen Raum, wo sie sonst immer gewesen war, hatte sie meines Wahrnehmens nie von solchen Krämpfen berichtet. Hier getraute sie es sich. Ich war, glaube ich, stets dezent und diskret, sonst hätte ich meinen Ort dort auf der Station verloren; ich war, bilde ich mir ein, hilfsbereit, zuvorkommend, unaufdringlich und so unauffällig wie nur möglich. Ja, doch, war ich. War unsichtbar genug. Und immer da eben.

Die Schwestern, Pfleger, die Ärzte gaben die Glocken nicht her, und das war falsch. Und ich, ich bin mir sicher, dass ich es sofort wahrgenommen habe, als die Frau kollabierte. Sie schaute in den Fernseher. Lächelte. Wirkte müde. Ich ging ein paar Schritte näher zu meiner Mutter hin. Mehr noch weg aus der Raummitte. Schaute ein paar Augenblicke in den

Fernsehapparat – die paar Schritte lang und die paar Augenblicke auf die Mutter zu –, dann auf die Anzeigen auf der Dialysemaschine meiner Mutter. Dann schaute ich wieder zur Frau hin, automatisch. Eine halbe Minute vielleicht, aber gewiss keine Minute war vergangen, seit ich das letzte Mal zu der Frau hingeschaut hatte. Ich redete die Frau an, sie reagierte nicht, ich lief zur Schwester. Die kam gelaufen, schaute die Frau an, schickte mich weiter. Die Schwester war selber gerade vorher noch im Raum gewesen, durch den gegangen, hatte zu den Patientinnen geschaut. Die Frau hatte hier im mittleren Raum mit dem Gesicht zum Fernsehapparat liegen wollen, weil sie in den hineinschauen wollte. Das war, weiß ich jetzt, gefährlich, weil man dadurch nicht sofort in ihr Gesicht schauen konnte. Die Schwestern und Pfleger konnten das nicht, wenn sie durch den Raum schauten. Ich konnte das damals. Schaute ins Gesicht. Keine Minute war vergangen. Drei, vier Schritte und ein paar Augenblicke, mehr nicht. Die Frau hat keine Hilfe bekommen. Doch. Die Hilfe hat sie aber nicht mehr erreicht. Weg war die Frau, die war einfach weg. Die Leute waren nicht da, weg waren die, der Notfallkoffer nicht da und auch kein Arzt da. Ich lief, lief. Die Frau, ich weiß nicht mehr, ob sie die Augen offen oder geschlossen hatte, als sie nicht mehr ansprechbar war. Ich bilde mir ein, sie waren offen. Ja, sie waren offen. Ich sagte etwas zu ihr, fragte, sie reagierte nicht. Die Augen waren offen. Die Frau starb am Tod, das war es einfach. Es ist nicht einmal gewiss, ob man noch Tage hätte gewinnen können. Und doch ging es ihr meines Wissens sehr gut bis damals. Sie war, soviel ich immer mitgehört hatte, in einem guten Allgemeinzustand und hatte meines Wissens zusätzlich zur Grunderkrankung an keiner anderen schweren Erkrankung zu leiden. Ich glaube, ihre Augen waren offen und leer. Die Frau und der Dozent hatten zufällig denselben Namen. Meier bloß.

### 3

Am letzten Tag des Lebens schaute uns der Oberarzt Bleibler nach, wirkte zufrieden, winkte. Es gefiel ihm, als die Mutter in den Wagen gehoben wurde. Denn die Dialyse war gut ausgegangen. Es werde gut weitergehen. Er war, glaube ich, stolz. Und wir vertrauten ihm wie gesagt auch sehr,

denn er war verlässlich, hilfsbereit und vorausschauend, und er hatte eine der besten Schwestern mitgenommen in seine neue Station. Konkurrieren ist toll. Alle laufen zusammen, um zu helfen. Auf der alten Dialysestation im Spital war das zum Beispiel so; dort liefen, wenn es gefährlich war, die Schwestern und Pfleger zusammen, standen ums Bett, den Patienten bei, ihm, ihr, alle waren da, die da waren, und füreinander. Das war also schön. Als die Frau starb, machten sie es auch so. Sie standen zusammen. Allmählich, einer nach der anderen. Ich wurde geschickt, um Hilfe zu holen. Und der Arzt kam dann mit dem Koffer. Ich sah, dass die Frau bewusstlos war, und ich lief zur Schwester, und die wirklich gute Schwester kam aus dem anderen Raum, sie konnte nicht in zwei Räumen zugleich sein. Und dann hatte ich zu laufen, die anderen zu holen und den Arzt mit dem Koffer. Ein paar Wochen später, vielleicht waren es Monate, ich weiß es nicht mehr, ging ich mit meiner Mutter fort von dort. Es war für die alle dort das Beste. Es gab für meine Mutter keine andere Chance mehr.

#### 4

Charly lacht, ist vergnügt. Charly ist schön. Die letzten Tage meiner Mutter, sie freute sich, wenn Kinder vor Lebensfreude quietschen, sagte sie. In den letzten Tagen hörte sie ein Kind sie oft rufen, sah es wo sitzen, ein Mädchen, warten. Sie stellte sich Charly vor. Es kann auch sein, dass sie sich an meine kleine Schwester erinnerte. Meine Mutter träumte am letzten Tag von dem kleinen Mädchen, das plötzlich neben ihr sitze, sie immer suche und mit ihr reden wolle. Nach dem Tod meiner Mutter ist mir das so erzählt worden. Sie konnte Charly nicht sehen, weil sie völlig blind war. Böse Schmerzen hatte sie dabei, war über Nacht völlig erblindet.

Auf der Heimfahrt am letzten Nachmittag sagte sie zu mir: *Ich weiß, dass ich dich immer im Regen habe stehen lassen. Das darf ich nicht tun.* Ich verstand sie nicht. *Doch, es war so,* erwiderte sie. *Ich darf das nicht mehr tun. Es war falsch von mir.*

Die Monate vor Charlys Geburt waren lange sehr schwer gewesen. Denn meine Mutter war böse auf uns. Einmal hatte ich Blut spenden wollen; die zuständige junge Ärztin nahm mein Blut aber nicht an, sagte, dadurch, dass

ich ständig auf der Dialysestation sei, sei das Baby in Samnegdis Bauch gefährdet. Die Schwestern auf der Dialyse sagten dann zu mir: *Wer hat das gesagt? Eine Ärztin? Was ist das für eine? So etwas Blödes haben wir noch nie gehört. Wir sind ja viel gewohnt, aber da hört sich alles auf! Also die Sorge müssen Sie wirklich nicht haben. Da können Sie wirklich sicher sein. Wir dürften sonst alle keine Kinder haben. Keine von uns dürfte schwanger werden. Werden wir aber. Und gut geht's uns dabei. Und unseren Kindern geht es sehr gut.* Als der Pfleger, den ich am meisten mochte, mir dann sicherheitshalber Blut abnahm, sagte er, ihm werde gerade schlecht. Und ob ich Angst habe, fragte er mich. Ich schüttelte den Kopf. *Ich schon*, sagte er. Lachte im Weggehen. Meine Mutter lag derweilen in der Dialysestation blind herum. Die Sache mit meinem Blut hatte böses Blut gemacht.

Ich verscheuchte ihr in dem Sommer oft die Wespen. Vom Mund, von den Augen. Über die Shunthand krochen die auch. Ab und zu wurde im Sommer jemand im Stationsraum von einem Tierchen gestochen. An einmal erinnere ich mich, weil ein Pfleger deshalb rannte und Angst hatte, sein Patient bekomme an der Maschine einen Schock. Der Pfleger war immer sehr gewissenhaft. Ein anderer Pfleger, dem man auch blind vertrauen konnte, hieß Josef und der da hier Philipp. Die beiden waren, fand ich, die sorgsamsten und umsichtigsten. Philipp hatte nicht so gute Nerven wie Josef und rannte daher mehr. Eine der Schwestern nannte ihn Zappelphilipp und mochte ihn sehr. Einmal im letzten Sommer fiel während der Dialyse das Wasser aus. Alles drehte sich langsam und zäh. Gleich da draußen wurde gebaut, Container standen überall. Die Schwestern wurden unruhig.

In der Dialysezeit, in den Jahren, gewöhnte ich mir an, links und rechts von meiner Mutter aus zu sehen, also immer spiegelverkehrt. Gegengleich. Links war die Shunthand. Ich verspürte links und rechts räumlich immer so, wie wenn meine Mutter ans Gerät angeschlossen war. Wenn ich für ein paar Minuten hinausging und im Lebensmittelgeschäft ums Eck etwas kaufte oder mit jemandem irgendwo im Spital redete oder zu Hause bei Samnegdi anrief oder am Brunnenwasser im kleinen Hof stand, dachte ich spiegelverkehrt, nahm links und rechts in meinen Armen und in meinen Sinnen umgedreht wahr. Die Seiten waren immer von den anderen aus

beschaffen. Auch draußen und später, nicht alleine auf der Station und im Spital, war das dann oft so. Zur Linken meiner Mutter waren die Maschine und das Waschbecken und das Fenster. Vor dem Fenster die Container. Vor den Containern war die Straße. Dazwischen der Lift. Gegenüber eine Telefonzelle. Dann eine Trafik. Das Spital war groß wie eine Stadt. Es gab keinen Ausweg mehr. Aber der Tod war auch kein Ausweg.

## 5

Als meine Mutter starb, zuckte sie. Der Arzt schaute erschrocken, spritzte ihr etwas. Sie zuckte sofort nicht mehr. Er griff ihren Puls. *Es ist vorbei*, sagte er sofort, nickte, schloss seine Augen. Dann ihre. Später dann schäumte meine Mutter. Aus dem Mund kam es weiß und die Mutter war aber tot. Samnegdi sagte dann, ihr sei, als habe meine Mutter die Hand bewegt, gehoben. Aber meine Mutter war tot. Wann ein Mensch tot ist, sagen immer die anderen. Er selber kann es ja nicht sagen. Denn sonst wäre er nicht tot. Es sind in einem solchen Fall immer die anderen zuständig. Meine Tante zum Beispiel wusch meine tote Mutter. Meine Tante wusch meine Mutter jeden Tag. Den Pfarrer riefen wir auch. Aber seines Erachtens zu spät oder was oder wie. Er konnte, da sie tot war, nicht mehr mit ihr reden. *Was willst du mit so etwas?*, sagte er zornig und schaute sie angeekelt von oben herab an. Und dass wir endlich die Kinnläden hinaufbinden sollen, sagte er. Vor zwei Jahren hatte er das auch schon zu uns gesagt: *Ihr wisst ja nicht, wie das ist. Ihr habt das noch nicht mitgemacht. Ich meine es nur gut.* Ich glaube, wir gaben meiner Mutter eine Blume mit in das Provisorium. Der Pfarrer war an dem Morgen nicht nett und freundlich zu ihr.

Mein Freund Nepomuk hatte zu mir früher oft gesagt, für unseren Pfarrer sei es das Wichtigste im Beruf, dabei zu sein, wenn jemand stirbt. Das sei seine Berufung. Das Sterbesakrament zu spenden sei für unseren Pfarrer das Wichtigste auf der Welt. So rette er dem sterbenden Menschen das Leben. Er konnte es meiner Mutter nicht retten.

Die Mutter lag lange so da. Die Bestattung kam spät. Es war uns recht, dass wir die Mutter noch ein paar Stunden bei uns hatten. Meine Mutter war

mutig und immer tapfer gewesen, hatte getan, was sie gekonnt hatte. Wir waren da gewesen, die Tante, Samnegdi, ich, wir waren zugegen gewesen, ständig, damit sie leben kann, nicht in so gewaltiger Gefahr ist. Es war uns nie etwas zu viel gewesen. Der Distriktsarzt beschaute sie freundlich. *Nierenversagen*, sagte er. *Einmal ist es dann eben wirklich so*. Er ist ein guter Christ, er kommt immer, wenn man ihn braucht, immer; da gibt es nichts. Ich weiß nicht, wohin die Seele meiner Mutter gegangen ist, wem zu. Aber meine Mutter hatte eine. Der Seelsorger ging mir auf die Nerven, bei meinem Großvater schon, vor kurzem war das gewesen, und jetzt bei meiner Mutter noch mehr. Bei meinem Großvater, zwei Jahre zuvor – meinem Großvater war kein Priester jemals wichtig gewesen –, schnaufte der Seelsorger: *Jetzt ist es zu spät*. Ich verstand das nicht. Denn tot ist tot und vorher ist das Leben.

Einmal in der letzten Zeit sagte mein Großvater, als ich mit ihm allein war, zu mir: *Wir sterben zusammen. Du und ich*. Er lachte, freute sich, meinte das gut. *Wir zwei bleiben zusammen*, hieß das, und dass ich ihn nicht alleine lasse. Zuerst wurde ich zornig, weil ich glaubte, der Großvater will mich tot haben, und ich schnappte nach Luft. Aber dann, weil er sich so freute, habe ich kapiert, dass er keine Angst vor dem Sterben hatte, weil er wusste, dass wir mit ihm gehen, wo immer er hin muss, und wir bleiben bei ihm. Mein Großvater und meine Mutter, beide starben im Herbst, in der Zeit um den Geburtstag meines Vaters, als ob mein Vater ihnen aufgelauert habe.

Samnegdi und ich waren ganz sicher gewesen, meine Mutter würde noch lange leben, sie würde es auch diesmal noch einmal schaffen. Die Mutter habe weit Schlimmeres und viel Bedrohlicheres überlebt. In den Jahren hatte es immer wieder geheißen, es sei jetzt endgültig vorbei, aus. Aber der Preis des Lebens war hoch. Wir hätten jeden Preis gezahlt, aber dieses Leben war sehr preiswert. Die Mutter war immer wieder entkommen. Wir waren die Fluchthelfer, die Leibwächter. Mein Großvater ist auch oft entkommen. Ich glaube nicht, dass es wirklich immer der Tod ist, dem man entkommen muss. Oft sind es bloß die Menschen. Das ist dann alles und mehr ist dann nicht. Man hatte Pech oder Glück.

Der Arzt kam, als meine Mutter starb, sofort zu uns. Ein paar Jahre vorher war er einmal zu uns gekommen, als meine Mutter gerade aus dem Spital zurückkam. Sie war dort zum ersten Mal in ihrem Leben ein für alle Male totgesagt worden, kam aber aus der Sache wieder heraus. Aber viele Monate waren bis dahin vergangen. Mai bis August. Jetzt konnte sie wieder heim. Meiner Mutter wurde im Sessel im Rettungswagen schlecht vor Schmerzen; die Rettungsfahrer waren nicht klug, der Wagen war vollgestopft, nur mehr der Sessel war frei gewesen. Der Arzt kam dann gerade zufällig zur selben Zeit zu uns, als die Mutter aus dem Fahrzeug gehoben wurde. Schmerzverzerrt war ihr Gesicht. Zum Zusammensacken war sie. So gefreut hatte sie sich, dass sie endlich heimkam, und dann das! Der Arzt erschrak. Half ihr. Fragte mich, als er ging, was mir gesagt worden sei, die Diagnose, die Behandlung. *Ein Zytom?*, wiederholte er. Dann sagte er: *Ein Myelom. Das hat niemand wissen können. Da ist niemand schuld. Da hätte man ganz spezielle Untersuchungen machen müssen, wissen Sie.* Er schaute mich an, lächelte, nickte. Ich hatte niemandem die Schuld gegeben. Er sagte mir von sich aus, dass niemand schuld sei. Aber es war nicht so, wie er sagte, sondern man hatte den Krebs drei Jahre lang nicht gesehen und meiner Mutter die fürchterlichen Strapazen und die Schmerzen nicht gelten lassen. Es sei nichts, hatte man gesagt. Ich war jetzt allen dankbar, dass sie dem Tod entkommen war und dem Spital. Gestorben wäre sie im Spital. Nicht an ihrem Krebs, sondern am Spital. Meine Mutter hatte jetzt aber wieder eine Zukunft. Sicher, die Dialysen jetzt dreimal die Woche, vier, fünf Stunden, und immer die Chemotherapien, gewiss, das war zu tun. Aber sie hatte wieder ein Leben. Es war noch Zeit. Endlich leben. Sie hatte eine Zukunft. Ich war dankbar, dass der Arzt jetzt da war. Er sah mich an, sagte, dass niemand schuld sei, drehte sich, stieg freundlich in seinen Wagen. *Es war versteckt*, sagte er beim Autofenster heraus. Samnegdi und ich schauten ihn an und in die Luft und zu Boden.

Als ich ein halbes Jahr nach dem Tod meiner Mutter auf der Chirurgie neben meiner Tante wartete, die im Gang bewusstlos und in größter Lebensgefahr herumlag und innerlich blutete, kam zufällig eine der Dialyseschwestern vorbei. Die Schwester freute sich, mich zu sehen. Wollte reden. Ihr Freund kam auch vorbei, war sofort eifersüchtig. War das immer. Sie sagte zu ihm: *Er und ich kennen uns doch schon so lange, seit Jahren, wegen seiner Mutter.* Der Freund schüttelte den Kopf. Sie entschuldigte sich bei mir, ging, lächelte, schaute zu Boden, sie stritten im Gehen. Ich kannte ihn gut, mochte ihn, er war Operationspfleger. Dazumal, als meiner Mutter zum letzten Mal ein Dialyseshunt gelegt wurde, redete der Operationspfleger nach der Operation von sich aus mit mir, sagte lachend über einen Arzt, dem er zugeteilt gewesen war und dem gerade eine Herzoperation nicht gelungen war, meine Mutter habe mit ihrem Operateur mehr Glück gehabt, ich brauche keine Angst zu haben. Und einmal damals fuhr der Operationspfleger mich zufällig, weil er aus Geldnot in der Freizeit als Taxifahrer arbeitete. Er sagte damals in der Nacht zu mir, wie eifersüchtig er sei. Er habe allen Grund dazu. Nicht seine Freundin sei schuld, sondern das Spitalsklima sei so. Jeder brauche jemanden, andauernd sei etwas anstrengend, plötzlich extrem, alles geschehe so schnell, man sei, auch wenn das von außen ganz anders aussieht, immer aufgereggt. Man brauche Halt. Müsse sich abreagieren. Seine Freundin sei auch so. Niemand komme aus. Im Taxi hatte ich ihn im Finstern zuerst gar nicht erkannt. *Wir kennen uns doch. Ich sehe Sie ja oft. Ich bin der Freund von Schwester Maria,* sagte er lachend. Schwester Maria hatte eine kleine Tochter, die war nicht ihrer beider Kind. Er mochte das Kind aber wie sein eigenes, war auf es sehr stolz, hatte aber, schien mir, gewaltige Angst vor allem. Jeden Tag hatte er die. Manchmal wurde Schwester Maria aus dem Kindergarten oder aus der Volksschule angerufen, weil ihre kleine Tochter gerade wieder besonders schlimm gewesen sei oder weil sie sich wehgetan habe oder weil sie nicht dort bleiben wollte oder weil sie weinte oder Angst hatte.

Um halb sechs in der Früh war ich zum ersten Mal in meinem Leben auf einer Dialyse. Ich saß vor der Tür, wartete, dass ich zu meiner Mutter konnte. Ich saß da, wartete, das erste Mal, das zweite Mal, das dritte Mal, das vierte Mal, jedes Mal. Als ich zum ersten Mal dort war, war meine Mutter bewusstlos. Auf der Allgemeinen Station war sie bewusstlos geworden, oben im ersten Stock war die Allgemeine Station. Die Mutter hatte keine Kraft mehr gehabt. War zusammengebrochen. Und ich ging jetzt nicht mehr von meiner Mutter fort, und als sie hinuntergefahren wurde, ging ich mit und wartete vor der Tür. Die wurde geöffnet. Und als ich zum zweiten Mal dort wartete, wurde ein Bett herausgeschoben. Ein toter Mann lag darin. Eine Schwester sagte wütend: *Eine Zumutung ist das!* Sie hob ihren Kopf hoch, ganz hoch, als ob sie dem Toten und denen drinnen laut und deutlich ihre Meinung sage. Sie stellte den Toten im Gang ab, drehte das Gesicht zu mir, lächelte freundlich, ich dürfe jetzt hineingehen. *Sie wollen doch gewiss zu Ihrer Mutter*, flüsterte sie. Ich war überrascht. Sie bat mich nochmals rein, nickte. Lächelte. Die Schwester habe ich in den Jahren später von allen dort am wenigsten verstanden. Zuerst hatte ich geglaubt, sie durchschaue die Situationen und Zusammenhänge am schnellsten, stelle sich jedes Mal sofort den plötzlichen Schwierigkeiten. Aber da war noch etwas. Aber damals, als sie mich freundlich reinbat, und auch später lange noch erschien sie mir als klug und freundlich und als immer schnell genug.

Eine Schwester stand damals zufällig im Weg, zu der sagte sie: *Ich habe den Sohn hereingelassen. Das passt ja so.* Die andere Schwester war sehr blass und nickte. Gleich darauf an dem Morgen in dieser Schicht hat meine Mutter in der Bewusstlosigkeit erbrochen und die Schwester, die bei der Tür im Weg gestanden war, warf schnell ein blaues Tuch nach meiner Mutter, auf die Brust ihr, und die Mutter zuckte vor Schreck zusammen, als springe ein Tier sie an, blieb bewusstlos, zuckte aber, zuckte weiter, beruhigte sich nicht. Die Schwester ging schnell hin zu ihr.

Einmal ist Herr Nittlern mit mir zusammen ein paar Minuten vor der Stationstür gesessen. Er war hilfsbereit. Er war ein Freund von Samnegdi und mir, ein Studienkollege. Es war der Tag, als der Tote herausgeschoben wurde. Als ich hineinging, wartete Herr Nittlern, bis ich wieder herauskam, dann erst ging er fort. Dazwischen war er mit dem Toten allein gewesen.

Dann erst ich. Der Tote wurde über eine Stunde lang nicht abgeholt. In den ersten Tagen damals saß ich oft vor der Tür, und es war jedes Mal alles völlig ungewiss. Meine Mutter war da drinnen, und ich sagte vor der Tür, wenn ich wahrnahm, dass ihretwegen ein Laufen und Hasten und der Alarm war: *Mama, bitte komm raus da, komm raus da*. Meine Mutter kam jedes Mal wieder raus. Damals gab es Hilfe. Die Schwestern. Den Dozenten. Sie taten, was sie konnten. Ich mochte den Dozenten und bewunderte ihn. Er hatte manchmal auf der Allgemeinen Station mit meiner Mutter geredet und sofort Last von ihr genommen. Ich mochte seine Umsicht. Ganz selbstverständlich war er. Ich schaute durch die offene Tür. Er stand im ersten Raum in der Dialysestation vor dem Bett meiner bewusstlosen Mutter, die Schwestern schauten plötzlich her zu mir, ernst und traurig. Schauten zu Boden. Nickten. Er schaute auf die Tafel, hielt einen Stift, redete mit den Schwestern und kreiste dabei mit dem Stift. Der Dozent war sehr ruhig. Ich fand, er sei wie ein sehr guter Kartenspieler. Ich sah an seinen Bewegungen, dass er so gut spielte, wie es nur irgend möglich war. Zum ersten Mal hatte ich ihn oben auf der riesigen Allgemeinen Station gesehen. Er war ins Wachzimmer der Mutter gekommen, hatte gesagt, ich solle bleiben.

## 9

Ein Verleger war auch Dialysepatient. Er ist viele Jahre später als meine Mutter gestorben. Er wollte keine Niere. Die Operation erschien ihm unberechenbar. Die Dialyse hingegen empfand er, soweit ich weiß, als ein von ihm kalkulierbares, kontrollierbares Risiko, als kleineres Übel, als geringste Gefahr. Da konnte er selber etwas tun. Er überprüfte immer alles. Er vertrug die Blutwäsche sehr gut, hatte auch immer gute Werte und nahezu nie Probleme während der Dialyse. Ich erinnere mich an kein einziges. Er war immer Herr seiner selbst und der Situationen sowieso. Er las meistens während der Dialyse oder betrachtete Fotos von Gemälden und Skulpturen und Zeichnungen. Er kam so schnell den Gang herein wie kein anderer Patient, lief, stürmte immer den Flur entlang, mit großem Elan ging

er die Sache jedes Mal an, trug seine Sportlertasche und eben immer ein Buch oder eine Zeitung und immer einen Bart und eine Brille.

Einmal in der letzten Zeit, als meine Mutter auf der Dialysestation behandelt wurde, hatte man ihm ein falsches Konzentrat zur Maschine gestellt. Das macht Beschwerden und es kann auch gefährlich werden. Am Anfang einer jeden Dialyse brauchte es immer Arbeitszeit, bis die aktuellen Blutwerte erhoben und die Konzentrate diesen Ziffern angepasst wurden. Manchmal auch wurde das Konzentrat erst spät getauscht, weil zuvor zu viel und Wichtigeres, Dringlicheres, zu tun war. Und weil jeder, der, jede, die dort arbeitet, nun einmal nur zwei Hände und zwei Füße hat und nur einen Kopf mit nur zwei Augen und Ohren. Für meine Mutter war diese oftmals beträchtliche Zeitverzögerung in der letzten Zeit ihres Lebens beschwerlich und gefährlich, weil die Mutter durch ihren Krebs und ihre Erblindung hilflos und völlig auf fremde Hilfe angewiesen war. Ich bat dann trotz der Zeitnot oft um die Konzentratsanpassung. Der Verleger bat nie. Der schimpfte.

Und das eine Mal eben glaubte er nicht, was auf dem Kanister stand, und ließ das Konzentrat nachmessen, und es stand tatsächlich etwas völlig Falsches auf dem Konzentratsbehältnis. Die Situation war trotz allem, was nun einmal üblicherweise passieren kann, ungewöhnlich.

Für mich war die Wahrnehmung lehrreich. Dem Verleger waren sein eigenes Gefühl und seine eigenen Gedanken eine wirkliche Hilfe gewesen. Sie bewahrten ihn vor großem Schaden. Und ich, ich war durch den Verleger nicht allein in dem Käfig, sondern da war noch einer drinnen. Zwei, drei Jahre später dann gab es republikweit einen Skandal um vergiftete Konzentratskanister. Aufgeklärt wurde die Sache meines Wissens nie. Einmal hieß es, es sei die Erzeugerfirma schuld, einmal, dass ein Psychopath sein Unwesen treibe und leichtes Spiel habe, weil die Kanister auf den Gängen unverwahrt herumstehen. Überall werde das so gehandhabt. An verschiedenen Orten sei es dadurch zu Unfällen gekommen, wenn ich mich richtig erinnere, auch zu Todesfällen.

Der Verleger jedenfalls hatte gemeint, wir seien alle Menschen und machen Fehler, und sein Konzentrat sei von den Pflegern und Schwestern

versehentlich falsch gemischt oder falsch beschriftet worden. Er hatte gespürt, dass etwas nicht stimmte.

## 10

In der letzten Lebenszeit meiner Mutter damals war die ganze Station instabil. Hinfällig. Meinen plötzlichen Konflikt mit der Dialysestation damals habe ich zuerst überhaupt nicht verstanden. Er war auf den ersten Blick um etwas ganz anderes ausgebrochen als um den Zustand der Station: Die Mutter wurde jetzt regelmäßig an eine Infusion angeschlossen, die das Kalzium in ihrem Blut senken sollte. Das gefährliche Kalzium kam vom Knochenkrebs, aber wohl auch von den Nebenschilddrüsen her, wie es bei Dialysepatienten oft der Fall ist. Und ihr Blut kam von ihrem Blutkrebs her. Der kam vom Rückenmark her. Die Infusionen sollten laut ärztlicher Anweisung von Anfang an und während der gesamten Dialysestundenanzahl laufen, also die dreieinhalb, vier, viereinhalb Stunden lang. Denn das sei am schonendsten und zugleich am wirksamsten. Aber wenn ich endgültig reinkam, manchmal erst nach einer Dreiviertelstunde oder Stunde, weil ich nicht im Weg sein und keinen Stress machen wollte oder früher keinen Mantel bekam, hing die Infusion immer noch nicht. Das Konzentrat war meistens auch noch falsch, die Blutwerte passten nicht gut zur Kanisteraufschrift. Das hohe Kalium und Kalzium im Dialysekonzentrat strapazierten völlig unnötig den Blutdruck und die Herzfrequenz meiner Mutter. Es konnte auch passieren, dass die lindernde und schützende Infusion erst nach einer Stunde angehängt wurde. Ich war auch da immer höflich und freundlich, wie man das sein muss, hatte gute Nerven, wie man die haben muss. Ich bat, wartete, schaute genau, wann jemand gerade Zeit hatte, und bat denjenigen oder diejenige dann um die Handgriffe. Aber eines Tages suchte man Streit. Fand den zwar nicht. Wie denn auch, die Mutter war ja Geisel. Ich nenne das heute so. Sie brauchte ihre Hilfe, war wie gesagt völlig auf verlässliche Hilfe angewiesen. Dankbar. Ich auch. Ein junger Pfleger, der eigentlich ein junger Arzt war, aber im Moment keinen Turnusplatz bekommen hatte, machte den Anfang. Er hatte seit ein paar Wochen eine kleine Tochter, und ich schenkte ihm dann zur Versöhnung für

sie für später eine uralte Erstausgabe von Andersens Märchen. Er freute sich und war sofort versöhnlich und das Ganze tat ihm leid wie mir. Er war mit seiner Frau zu Fuß in Südamerika gewesen und hatte einen Bart. Die Dialysestation war in dieser Zeit wie gesagt andauernd zum Zusammenbrechen, und ich war wie immer andauernd anwesend, und ein paar im neuen Regime der neuen Dialyseärzte wollten nicht, dass ich immer dabei bin. Der Grund war, dass ich notgedrungen und zwangsläufig die Stationsvorgänge wahrnahm.

Der nette junge Turnusarzt ohne Ausbildungsplatz verirrte sich als Pfleger manchmal in den Situationen. Das war zwar nie wirklich ein Problem. Aber es war damals nun einmal tatsächlich so, dass schon die erste Zeit im jeweiligen Dialyseablauf für meine Mutter gefährlich war. Prinzipiell ist für alle dort die erste Zeit sehr gefährlich. Also auch für die Schwestern, Pfleger und Ärzte. Für die Patientenschaft sowieso. Der junge Doktor nun, der junge Pfleger, hatte an dem Tag eigentlich gar nichts mit meiner Mutter zu schaffen, war in keiner Weise verantwortlich und er fuhr mich aber plötzlich an, bückte sich zum Konzentrat und schimpfte von unten herauf, hatte unten und heroben einen hochroten Kopf. *Ich warne Sie. In Ihrem eigenen Interesse*, sagte er.

Ein, zwei Jahre nach dem Tod meiner Mutter traf ich den Pflegerarzt dann zufällig auf der Straße neben dem schönen Unipark. Der Pflegerarzt war jetzt ganz woanders, nicht mehr im Spital, er erforschte biologisch per Computer Rhythmen und Resonanzen, gab mir lachend die Hand und sagte statt eines Grußes zu mir sofort: *Wie Sie für Ihre Mutter gesorgt haben, das war vorbildlich. Da hat man etwas lernen können.* Ich lächelte, hielt meinen Kopf schief, empfand völlige Sinnlosigkeit. Keine Minute dauerte das Ganze. Wir verabschiedeten uns sehr freundlich voneinander. Im Weggehen fragte ich nach seiner Tochter. Charly und sie sind im selben Jahr geboren. Ich hatte ihn immer gemocht und ihm vertraut.

Damals auf der Dialysestation, in den Tagen nach der Eskalation, welche ich zuerst nicht wirklich verstand, redeten mich ein paar Pfleger und Schwestern freundlich an, sagten: *Sie gehören da hinein. Sie gehören zur Station. Genau dort, wo Sie sind, müssen Sie sein. Sie würden uns fehlen. Sie gehören zu uns.* Der Streit war, bin ich mir heute gewiss, in Wirklichkeit

dafür dagewesen, damit ich nicht auf der Station bleibe. Möglichst wenig nur sollte ich Zutritt haben. Ich weiß nicht, von wem das nach so vielen Jahren plötzlich ausgegangen war. Es war aber, bin ich mir sicher, weil die Dialysestation besoffen torkelte und zugleich aber immer mehr Angehörige in die Dialysestation drängten und sich darauf berufen konnten, dass ich ja auch anwesend sein dürfe. Meistens war es der mittlere Raum, in dem ich herumstand. Meine Art von damals habe ich nicht mehr. Es war eine gute Art. Man konnte davon leben. Die letzte Zeit damals war aber schrecklich. Da nutzte meine Art nichts. In der letzten Zeit, während ich anwesend war, starben in der Dialyse zwei Menschen. Beide Male war ich drinnen anwesend. Zuerst starb ein junger Mann. Ein paar Wochen später starb eine Frau.

## 11

Der Pathologe auf der Dialysestation gehörte zum neuen Regime. Ich saß allein vor der Dialysetür, der Pathologe kam von selber her zu mir, lächelte, schüttelte den Kopf, sagte: *Ihre Mutter kann nicht so große Schmerzen haben. Ich habe mir einmal das Bein gebrochen. Einen offenen und verdrehten Bruch hatte ich. Das waren Schmerzen. Solche Schmerzen kann sie gar nicht haben. Das waren wirklich Schmerzen.*

Meine Mutter klagte selten über ihre Schmerzen. Man sah die Schmerzen bloß. Manchmal schrie sie aber auf, zum Beispiel wenn die Transportsanitäter sie fallen gelassen hatten oder sie unerwartet gedreht wurde. Kurz und leise schrie sie auf. Dem Pathologen war das zu viel. Schmerzmittel wollte er ihr auch keines geben. Wenn sie das Opiat nehme, bekomme sie nur Verstopfung, sagte er zu mir, war dagegen, alles werde komplizierter. Er schnaubte. Gegen die Schmerzen brauche sie ja nichts, weil sie keine wirklichen habe, sagte er zu mir. Ein anderer Arzt auf der Station verschrieb ihr dann ein paar Tage später das Opiat von sich aus. Er war aus einer anderen Stadt und auf der Dialysestation hier auf Ausbildung, weil er demnächst selber eine Dialysestation, eine kleinere, leiten können sollte. Meine Mutter nahm das Opiat dann aber ohnehin nicht und die Schmerztropfen auch nicht, weil ihr von den Schmerzmitteln nur übel

wurde und die Schmerzen nicht weniger wurden. Der Knochenabbau indes war gewaltig, und niemand wusste, was tun. Und der Pathologe kam einfach her zu mir, ohne dass ich etwas von ihm wollte, und sagte, sie könne weder große noch wirkliche Schmerzen haben. Sie hatte den Krebs im Blut, im Rückenmark, in den Wirbeln, in den Knochen, in den Nieren und der Pathologe sagte am Ende ihres Lebens, sie habe keine Schmerzen. Er lachte mir dabei ins Gesicht, lächelte, lachte, und ich schaute in seine Augen und er in meine und ich fragte mich, ob er in Auftrag agiere und in wessen. *Der Dozent?*, dachte ich, und im selben Moment aber war es mir völlig egal, wer was warum will, und ich erwiderte höflich: *Sie hat ganz gewiss Schmerzen. Sie werden doch nicht im Ernst behaupten, dass Sie wissen, ob meine Mutter Schmerzen hat oder nicht.* Er sagte: *Doch, ich weiß das.* Ich sagte: *Ob ein anderer Mensch Schmerzen hat, das wissen Sie an seiner Stelle?* Er antwortete: *Ja, ich weiß das. Sie hat keine.* In diesem Augenblick hatte ich wieder einen Anflug von Angst. Der Mensch da war gefährlich, und das wollte er mir wohl auch zeigen, dass er das war. Er wolle mich einschüchtern, fand ich. Ich lächelte zurück, sagte höflich und ruhig: *Sie hat ein Plasmozytom und sie hat massenweise Knochenkalk im Blut und sie bricht auseinander. Und das tut alles nicht weh, sagen Sie. – Ja,* sagte er höflich und ruhig, zeigte mir den Herrn und auf sein Bein. *Das tut alles nicht weh, sagen Sie?*, fragte ich nochmals. *Ja, das ist so,* sagte er, *glauben Sie mir das!*

Damals auch, ich weiß nicht, ob vor oder nach diesem Gespräch, kollabierte meine Mutter nach längerer Zeit doch wieder während einer Dialysebehandlung, und meine Mutter wurde deshalb auf Anweisung des anwesenden jungen Nephrologen mit Bart sicherheitshalber früher von der Maschine abgehängt. Die Mutter lag so, wie sie war, dann noch nach, wartete auf die Transporteure. Der junge Nephrologe war gegangen. Der Pathologe kam. Ihm war schon berichtet worden, ihm wurde jetzt nochmals berichtet. Er setzte sich ans Bett, schaute mich an, lächelte, sagte: *Ich halte jetzt im Dialyseprotokoll fest, dass es heute keinerlei Komplikationen gegeben hat. Es ist kein Problem aufgetaucht.* Sagen und Schreiben waren eines. Und da stand jetzt sofort, was er lächelte. Wieder schaute er mich an. Ich schüttelte den Kopf. Er lächelte weiter. Neben mir fälschte er das